

Ökonomische Antizipation

oder

Zur Wendigkeit der Wirtschaft

Jürgen Gedinat

Nackt, sein Geschlecht nur mit einem belaubten Zweig bedeckend, tritt Odysseus unter jenen beiden Olivenbäumen hervor, deren dicht verwachsenes Geäst ihm eine Nacht Schutz für tiefen und erholsamen Schlaf geboten hatte. Fest und doch scheu geht er nun auf die Dienerinnen Nausikaas, der Tochter des Phaiakenkönigs Alkinoos zu, um von ihnen zu erfragen, wo er nunmehr auf seiner Heimfahrt gelandet sei. Hier ist er offenkundig noch nicht zu Hause angekommen, bei sich, sondern erneut in der Fremde, nackt und bloß, bar jeder Habseligkeit.

Übles¹ und Elend² hat er auf seiner langen Fahrt in Fülle erleiden müssen und findet sich jetzt nicht nur völlig mittellos, sondern darüber hinaus auch ganz auf sich allein gestellt, ohne Geleit von Göttern und sterblichen Menschen³. Umso bewegender bittet er Nausikaa, Erbarmen mit ihm zu haben, ihm ein Tuch zu geben, um sich zu bekleiden und ihm den Weg vom Meeresufer dort draußen hinein in die befestigte Stadt zu zeigen⁴. Sie versichert ihm daraufhin, daß es ihm in dieser Stadt weder an Kleidern fehlen wird noch an allem, was einem leiderfahrenen Schutzsuchenden, der sich an sie wendet, sonst noch zukommen mag⁵.

Anders als die sterblichen Menschen wie Odysseus kennen die Phaiaken selber keinen Mangel. Doch weniger aus diesem Grund zeigt sich Nausikaa entgegenkommend, als vielmehr weil die freundliche Aufnahme von Fremden verfügbares Recht⁶ ist, über das Zeus, der Herrscher im Olymp, wacht. Ohne Ehrfurcht vor dem Gastrecht würden Gleichgültigkeit oder Ablehnung eine schwelende Bedrohung jeden Friedens sein; bzw. gewesen sein, denn die künstlich betriebenen Transportmittel unserer Zeit – ob materiell oder digital – haben bereits die von Göttern und Gott emanzipierte Gleichgültigkeit naturwissenschaftlicher Gesetze zu ihrer Voraussetzung.

Für die Phaiaken nun gibt es noch einen weiteren Grund, sich eines Fremden anzunehmen, da sie sich früh ganz entschieden für eine Gemeinschaft aus gegenseitiger Anerkennung eingesetzt haben. So befreite Nausithoos, einer ihrer Vorfahren, sie von der Bedrohung durch die Kyklopen, die den Phaiaken übel wollten und die ihnen an Kraft überlegen waren⁷. Die Kyklopen nämlich fürchteten die Götter nicht und weichen nicht einmal dem Haß des Zeus aus⁸. Sie kennen weder das Gebot der Gastlichkeit noch erkennen sie irgendeine Gemeinsamkeit

stiftende Verbindlichkeit an. Um sich von ihnen abzusetzen, brachte jener Nausithoos die Phaiaken mit weiser Voraussicht dazu, sich aufzumachen, ließ sie dann in Σχερία (Scheria) sesshaft werden, und das weitab von geschäftigen Männern; er ließ eine Mauer um die Stadt bauen, Häuser errichten, brachte Tempel der Götter hervor und teilte das Land auf.⁹

Die Stadt Σχερία liegt sowohl geographisch weit ab, ja am äußersten Ende¹⁰ jener Welt, als hier auch im Sinne des Wesens. Die Phaiaken *wohnen* zwar auch weit weg von findigen, geschäftigen Menschen, aber mehr noch sind ihnen diese Menschen als solche fremd. Bei ihnen nämlich fehlt es nicht nur nicht an Kleidern, sondern überhaupt an nichts, was nötig ist. Dazu trägt nicht zuletzt ein günstiger, stets wehender Westwind¹¹ bei. Und das bedeutet, daß es hier keine wechselnden Jahreszeiten gibt und, daß die Bewohner dieser Insel sich nie gegen Winterstürme wappnen müssen und, wie es bei Hesiod in den *Werken und Tagen* heißt, gegen «das Eis, das über dem Boden unter des Boreas Hauch sich hart und widrig gebildet.»¹²

Weil es ihnen aber an nichts mangelt und sie in einer bereits gegebenen Fülle leben, brauchen die Phaiaken sich nichts zu be- und verschaffen, brauchen nicht den dafür unabdingbaren Handel. Sie leben gleichsam in der Mitte zwischen dem Reich der Ambrosia zu sich nehmenden Götter – Alkinoos trinkt Wein als wär' er unsterblich – und den Ländern der erfindungsreich lebenden sterblichen Menschen. Anders als die Phaiaken *müssen* diese umtriebiger sein, das Kaufmännische gehört zu ihrem *Wesen*. Darum kann die Wendung „geschäftige, erwerbende Männer“ – ἄνδρες ἀλφεισταί – auch kurz die einfache Bedeutung „Menschen“ haben, denn auch durch ihre notwendige Findigkeit zeichnen Menschen sich vor Tieren aus.

Wenn nun die Phaiaken nicht von sich aus findig sein müssen, um einem Mangel abzuweichen, dann führen sie ihr Haus, ihren οἶκος – und an ihrer Spitze den des Königs Alkinoos und seiner Gemahlin Arete – auf einer Grundlage, wo sich kaufmännische Findigkeit erübrigt. Das bedeutet aber weiter, daß aus der Sicht der findigen Sterblichen das Ziel oder auch der Zweck jener Geschäftigkeit bei den Phaiaken schon erreicht ist und entsprechend wirklich präsent. Das Ziel des Handels scheint in Σχερία immer schon eingelöst zu sein als die maßgebliche Wirklichkeit, weshalb es dann auch nicht mehr eigens erwähnt zu werden braucht. Hier herrscht eine andere Selbstverständlichkeit als in den übrigen Gegenden dieser Welt. Dort nämlich, wo die Phaiaken offenbar beständig schon sind, müßten die gewöhnlichen Sterblichen sich be-mühen, erst hinzugelangen, auch wenn sie dort nie ankommen können. In diese ihm fremde Selbstverständlichkeit ohne Handelsgeschäfte führt Nausikaa Odysseus ein.

Doch nicht nur, daß es da keinen Mangel gibt, es verkommt auch nichts, nichts geht verloren.¹³ Da gibt es also weder Elend noch Verschwendung, weder Notstand noch Übermaß. Alles scheint bestens geordnet. Und was heißt das für die Lebensweise der Phaiaken? Schauen

wir, um Grundzüge im Ethos der Phaiaken deutlicher zu sehen, auf eine andere Gegend, an der sich, wenngleich kaum vergleichbar, dennoch Entscheidendes zeigt. Es handelt sich dabei um jenen Landstrich auf dem Peloponnes, der besonders Dichter zu Phantasien und Philosophen zu Kritik anregte, um Arkadien. Zu der mit Arkadien verbundenen Vorstellung einer idealen Zufriedenheit bemerkt Kant Folgendes, wobei er mit der Beschreibung des Charakterzuges eines nicht allzu idealen Menschen beginnt:

«Ohne jene an sich zwar eben nicht liebenswürdige Eigenschaften der Ungeselligkeit, woraus der Widerstand entspringt, den jeder bei seinen selbstsüchtigen Anmaßungen nothwendig antreffen muß, würden in einem arkadischen Schäferleben bei vollkommener Eintracht, Genügsamkeit und Wechselliebe alle Talente auf ewig in ihren Keimen verborgen bleiben ... Dank sei also der Natur für die Unvertragsamkeit, für die mißgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben oder auch zum Herrschen! Ohne sie würden alle vortreffliche Naturanlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern.»¹⁴

Arkadisch ist namentlich die Genügsamkeit, die am Ende auch der Eintracht und der Friedfertigkeit förderlich ist. Im Genügen einer Genügsamkeit sieht Kant ein grundsätzliches Hindernis für die Entwicklung und Verwirklichung der Talente und Vermögen des Menschen. Aber: das Ethos der Phaiaken ist weder gleichzusetzen mit der schlichten Einfalt Arkadiens geschweige denn mit dem Entwurf eines goldenen Zeitalters, in dem die Menschen einst gelebt haben oder einst leben könnten. Die Phaiaken sind weder unsterbliche Götter noch wie gewöhnliche Sterbliche, von ihrem Anführer Alkinoos heißt es, er sei nahezu ein Gott.

So wäre ein Hindernis menschlicher Talente in Σχερία gleichsam staatstragend und auf unabsehbare Zeit durch die Gaben der Götter gesichert. Doch da die Phaiaken eben keine gewöhnlichen Sterblichen sind, brauchen sie Fähigkeiten und Veranlagungen wie die von Kant angesprochenen nicht und haben sie vielleicht auch gar nicht. Und doch ist ihr Ethos erfüllt von Handlungen, die sich ganz aus dem Bezug bestimmen, der zwischen den Göttern und ihnen herrscht. In all ihren Verhaltungen sind die Götter maßgeblich anwesend. Diese Anwesenheit geschieht in einem allein den Phaiaken zugemessenen, uneingeschränkten Spenden von Gütern, das zum Wesen der Götter gehört.¹⁵ Und darauf antworten die Phaiaken; in solchem Antworten *sind* sie – besonders auch bei ihren Tänzen auf dem weiten Tanzplatz. Das schildert Homer im VIII. Gesang der Odyssee:

«Halios und Laodamas hieß nun Alkinoos tanzen,
diesmal als einziges Paar; denn keiner war ihnen gewachsen.
Diese nahmen den schönen purpurnen Ball in die Hände –
Polybos hatte, als kluger Meister, für sie ihn gefertigt.

Rückwärts gebeugt warf einer ihn auf zu den schattenden Wolken;
Immer wieder fing dann der andre ihn auf in gewandtem
Hochsprung, ehe die Füße den Boden wieder berührten.
Aber nach dieser Probe im Ballspiel, zunächst im Hochwurf,
tanzten sie jetzt nun ... am Boden, dem reichen Ernährer,
dauernd in wechselnder Haltung.»¹⁶

Zwischen Himmel und Erde eröffnet diese Darbietung ein Widerspiel, das Widerspiel eben jener beiden Bereiche des Weltgefüges, in das die sterblichen Menschen, die Phaiaken wie auf ihre Weise auch die Götter gehören. Das tänzerische Abheben vom Boden, das in einem ein Aufsteigen ist zu den Wolken, trägt der Wurf der wohlgerundeten und in sich ruhenden Erscheinung des purpurnen Balls weiter in die Höhe. Noch selber in der Schweben, fängt ihn dann einer der beiden Tänzer von dort her wieder auf. Halios und Laodamas sind die besten, da sie selbst ganz im Eröffnen dieses Zwischenraumes aufgehen und sich daher in ihrem gelenkigen Tanz die Verfügung dieses Weltganzen zeigen kann und sich mithin dem Anblick der Zuschauer sinnfällig bietet. So etwas hat Odysseus nirgends sonst gesehen, er ist von Staunen ganz ergriffen.¹⁷

Hierin offenbart sich nun aber auch ein Wesensunterschied zwischen den Phaiaken und Sterblichen wie Odysseus, denn die Phaiaken sind nicht nur die Besten im Tanz, sondern überhaupt stark in allen Angelegenheiten der Muße wie dem Laufen, Tanzen und Singen.¹⁸ Für sie dagegen scheint Odysseus doch eher einem dem praktischen Handeln verpflichteter Schiffseigner zu gleichen, einem, der rastlos unterwegs ist, nur auf Fracht bedacht und Ausschau danach haltend, einem, der geschickt – gerade wie ein findiger Kaufmann – Vorteile und Gewinn an sich bringt.¹⁹

Σχερῖα gewährt ihm Einblick in einen Bereich des wohlgefügtens Alls, in dem die Götter einen Zug ihres gebenden Wesens zeigen, der sonst nirgends sichtbar ist, nämlich den des *hinreichenden* Gebens, dem die Phaiaken ihr Genügen verdanken. In diesem Hinreichen erfüllt das Wesen des Gebens seinen vollen Sinn. Das Ethos der Phaiaken ist angesiedelt am Ort der Entfaltung des *hinreichenden Gebens* zwischen Himmel und Erde. Dieser Ort aber ist nichts Utopisches, er liegt zwischen dem Bereich der Götter und dem der Menschen, er ist geradezu ein Ort einer Übereinkunft.

Für *ihre* Muße müssen die Menschen findig Geschäfte betreiben und sich eigens darum bemühen und dafür einsetzen, wohingegen die Phaiaken schlicht und einfach in Σχερῖα leben bzw. wohnen. So findig, listig und einfallsreich Odysseus nun aber auch sein mag und so sehr ihm göttlicher Beistand zuteil wurde, all das hat ihn nicht vor unsäglichem Übel und Elend

bewahrt. Ja als sein Floß schon in Sichtweite von Σχερία kurz vor dem haltbietenden Festland dieser Insel im Unwetter sich auflöst und zersplittert, da ist auch er gescheitert, fast gescheitert. Die von den Göttern gebotene Gastfreundschaft der Phaiaken hilft ihm auf. Soviel Unterstützung Odysseus auch von den Göttern bekommen haben mag, Alkinoos, dem Herrscher dieser Insel, ist er gleichwohl nicht vergleichbar, denn diesem stehen die Götter großzügig und vorausschauend sogar noch beim Planen²⁰ und Verwalten seines Königreichs bei. Sein Planen braucht keinem bestehenden Mangel abzuhelpen und keinem drohenden vorzubeugen, er verfügt die Ver- und Zuteilung von hinreichend Gegebenem. Die Zukunft ist darum für ihn und für Odysseus eine jeweils andere. Er und sein Volk brauchen sich um ihre Zukunft nicht zu sorgen, seine Voraussicht wie die aller Phaiaken gibt göttliche Fügung vor. Auch seine Tochter, Nausikaa, ist in diesem Sinne begabt. Und eben darauf spricht Odysseus sie bereits bei ihrer ersten Begegnung am Strand an:

Dir doch verleihen die Götter, was alles im Sinn du dir ausdenkst:
Mann und Heim und bei allem edles, versöhnliches Denken!
Darin liegt ja die Kraft: In versöhnlichem Denken den Haushalt
Klug überlegend zu führen für Mann und Weib. Es gibt nichts
Besseres, ärgert die Übelgesinnten; die freundlich Gesinnten
Freut es. Doch galt ja schon immer: am besten hören sie selbst.²¹

Nausikaa geben die Götter alles, was sie im Sinn bedenkt. Dem hinreichenden Geben entsprechend will dann auch diese Gabe nicht nur *aus* dem Bereich des Göttlichen angenommen, sondern darüber hinaus auch *in den* Bereich der Sterblichen aufgenommen und schließlich *in ihm* übernommen werden. Die hinreichenden Gaben der Götter beanspruchen ein Nehmen, dessen Einheit sich aus Annehmen, Aufnehmen und Übernehmen fügt.

Die Gabe des Planens ist ein anweisendes und zuweisendes Denken, das hier, was Nausikaa betrifft, der Führung des Haushalts gilt. Auch der Stil des Haushaltens ist dabei ganz von den Göttern gegeben. Er ist geprägt von einem versöhnlichen, klug überlegenden Denken. Das aber ist geleitet aus dem Sinn eines Genügens und einer Zufriedenheit mit dem, was ausreicht. Den Phaiaken vergönnen die Götter, daß bei ihnen stets ‚Reichtum und Fülle des Friedens herrschen‘.²² Σχερία selbst ist ein Ort des Einvernehmens der Götter mit den Phaiaken. Versöhnlich ist dieses haushaltende Denken insofern, als daß es auf Ausgleich aus ist und jedem Genugtuung verschaffen will. In diesem Sinne ist es auch ein friedliches Denken. Nichts gibt es, das überlegener und annehmlicher wäre als dies. Auch am Hof des Alkinoos, auch in seinem Palast, herrscht die Verbindlichkeit dieses versöhnlichen Denkens.

Ein Haushalten, das auf diese Weise zusammenbringt und zusammenträgt, ist jedoch all jenen ein Ärgernis, die mißgünstig eher auf Zwist aus sind. Odysseus weiß, wovon er spricht: ob es Menschen waren, Kyklopen oder andere Wesen, ‚unliebenswürdige Eigenschaften der Ungeselligkeit, selbstsüchtige Anmaßungen und Unvertragsamkeit – um es hier einmal mit den Worten Kants zu sagen – mißgünstig wetteifernde Eitelkeit und schließlich nicht zu befriedigende Begierde zum Haben oder auch zum Herrschen‘ sind ihm seit seiner Abfahrt aus Ithaka mehr als zu Genüge begegnet und darauf wird er bei seiner Rückkehr in sein eigenes Heim wiederum treffen.

Was bei den Phaiaken selbstverständlich sein mag, ist dies nicht überall. Der göttliche Zuspruch eines versöhnlichen Denkens als Mitgift für einen ausgeglichenen Haushalt wird nur jenen zuteil, die ein offenes Ohr dafür haben. Das zeichnet sich aus durch ein entgegenkommendes Gehör, dessen Dimension der Tanz mit dem purpurnen Ball vor Augen führt. Wo das Hören gefragt ist, da ist die Gabe der Götter ein Zuspruch. Darauf sind nicht nur die Phaiaken angesprochen, sondern jeder Sterbliche.

Nun herrscht das hinreichende Geben bei den gewöhnlichen Sterblichen nicht jahraus, jahrein wie bei den Phaiaken. Aus diesem Grunde kennen hiesige Sterbliche den Mangel. Um diesen Mangel zu verstehen, ist es nötig, das Wesen eben jenes Gebens einzusehen, aus dessen Einschränkung oder Zurückhaltung sich ja der Mangel allererst bestimmt. *Eine* Möglichkeit zu einer solchen Einsicht bietet, wie gesehen, dieser Mythos selbst. Und eine Einsicht in diesen Mangel ist nicht zuletzt nötig, um ökonomischen Vorgriffen und Vorhaben nicht nur eine Richtung, sondern auch einen fundierten Sinn zu geben. Von einem menschlichen Subjekt und seinem Wollen und Begehren aus ist jener Mangel nie zu begreifen und zu bestimmen. Der Mangel, der einer Abwesenheit hinreichenden Gebens entspringt, ist darum alles andere als ein Mangel an Verfügbarkeit und womöglich sogar *ständiger* Verfügbarkeit.

Wir sind hier an einen entscheidenden Punkt gelangt, nämlich den, zu wissen, worauf es bei wirtschaftlichen Vorhaben und Projekten zu hören gilt: entweder auf das, was unsere herrschende Ökonomie als „Bedürfnisse“, „Verlangen“, „Wünsche“ und „Wollen“ möglicher Käufer oder des Marktes annimmt, oder aber auf jenen Mangel, der dem Ausbleiben eines hinreichenden Gebens entspringt. Darum sei noch einmal eigens betont: der hin- und ausreichende Grundzug des Gebens gehört zum Wesen der Götter, ohne ihn wären sie nicht die, die sie sind. Im Wesen des Gebens ist die *Möglichkeit* eines Genügens aufbehalten. Als Hinreichen der Götter hat dieses Geben seine Wesenserfüllung im Genügen. Im Genügen der Phaiaken *zeigt* sich dieses Wesen in seiner Fülle als ein Reich-tum. Kaum sonstwo tritt das Wesen des Reichens so vernehmlich ins Erscheinen wie im Ethos der Phaiaken. So *muß* ihr Mythos

erzählt werden, um jenes geschichtliche Weltgefüge in seiner ganzen Ordnung vor Augen zu führen. Dieser Mythos darf da nicht fehlen. Wie halten wir es heute mit Geben und Nehmen? Wer oder was gibt und nimmt heute?

Das wohlgefügte All einer umgebenden Welt zwischen Himmel und Erde ignorieren wir heute völlig und richten uns dagegen ein in einem universalen Experimentallabor, das wir gleichwohl immer noch ‚Welt‘ nennen und auch für die Welt halten. Dies betreiben nicht allein die Naturwissenschaften sondern ebenso jede Art wissenschaftlicher Erhebung und Auswertung von Statistiken, deren Daten zur Planung und Steuerung gleich welchen Prozesses eingesetzt werden. In beiden Fällen geht es darum, Informationen zu gewinnen, sei es von der Natur, sei es vom Menschen, Informationen, die nicht unmittelbar zugänglich sind, sondern die durch den Einsatz gezielter Maßnahmen aus der Natur oder den Menschen erst herausgebracht werden müssen. Dabei soll die Verslossenheit dessen, was da an sich verborgen ist, überwunden werden. Das kann je nach Verslossenheit und dem jeweiligen Interesse an Informationen durch List oder auch Gewalt geschehen. «Dahin – so Leibniz in seinem Brief vom 30. Oktober 1696 an den Hamburger Mathematiker Gabriel Wagner – gehöret auch die kunst die Natur selbst auszufragen undt gleichsahm auff die folterbanck zu bringen, *Ars Experimentandi* so Verulamius wohl angegriffen.»²³

Das Ausfragen nimmt dann einen inquisitorischen Charakter an, wenn die Integrität eines Menschen oder einer Sache dabei vorsätzlich verletzt wird. Wann aber ist das der Fall? Bei einem Menschen mag die Antwort leicht fallen, aber wie steht es mit Tieren und Pflanzen oder auch einfach mit dem Atom, das schon seinem Namen nach das Nichtzuteilende ist. Kann auch ihm so etwas wie Integrität zukommen? Woran würde sich die bestimmen? Die Europäische Organisation für Kernforschung jedenfalls, gegründet 1954 vom sogenannten CERN, dem *Conseil Européen pour la Recherche Nucléaire*, feierte gerade ihr Jubiläum mit dem Schlagwort «60 years of science for peace»²⁴. In Frieden werden Atome hier freilich nicht gelassen. So schrieb Werner Heisenberg zur Gründungszeit des CERN in seinem Text *Die Quantentheorie und die Struktur der Materie*: «... durch die Zusammenarbeit von 12 europäischen Ländern wird eine sehr große Beschleunigungsmaschine ... in Genf konstruiert, von der man hofft, daß sie den Protonen Energien bis zu 25 Milliarden Elektronenvolt geben wird.»²⁵ Ob 25 Milliarden Elektronenvolt wie seinerzeit geplant oder demnächst 13 Billionen, ist hier nicht von Belang, entscheidend ist dagegen die Frage, wer oder was da *gibt*. Eine Beschleunigungsmaschine *gibt* Protonen einige Milliarden Elektronenvolt. Was heißt hier ‚Geben‘? Die Beschleunigung jedenfalls zielt ab auf den Zusammenprall derart kleiner Teilchen. «Bevor die Teilchen bei maxi-

maler Energie aufeinanderprallen, sorgen Magnete dafür, dass der Teilchenstrahl regelrecht zusammengedrückt wird. Damit wird die Wahrscheinlichkeit einer Kollision erhöht.»²⁶

Ganz abgesehen davon, ob der 27 Kilometer lange, unterirdische Ring zur Beschleunigung mit seinen 1232 Dipolmagneten und 392 Quadrupolmagneten, die auf «-271°C heruntergekühlt werden – das ist kälter als im Weltall!»²⁷ der Leibnizschen Idee von einer Folterbank entspricht, ist die unermeßliche Verschlossenheit der Natur erstaunlich, daß sie nämlich die Physiker zur Konstruktion einer derart gigantischen Anlage nötigt, um kleinste Teilchen zur gegenseitigen Zertrümmerung aufeinanderzuschießen. Die Daten der vermessenen Zertrümmerung sind dann die Informationen, die Auskunft über die Entstehung des Universums *geben* sollen. Welcher Art ist diese Auskunft? Eine der Berechnung. Die Riesenanlage wird installiert, um die Natur in funktionalen Quantitäten bzw. quantifizierbaren Funktionen exakt berechnen zu können. Das berechnende Verständnis der Natur entspricht dem Verfahren, sie auszufragen. Worauf ist dieses Verständnis aus? Auf grundlegende «Erkenntnisse über die Entstehung und Zusammensetzung unseres Universums.»²⁸ In Experimenten soll sich der Grund des Universums zu erkennen geben, d. h. er soll durch technische Eingriffe eben dazu gebracht werden.

Doch ist es gerade Leibniz, der ja das Ausfragen der Natur durch Experimente befürwortet, der hier vor falschen Schlußfolgerungen warnt. In den Vernunftprinzipien (...) schreibt er:

«... wenn auch die gegenwärtige in der Materie vorhandene Bewegung aus der vorhergehenden stammt, und diese ebenfalls aus einer vorhergehenden, [...] muß der zureichende Grund, der keines anderen bedarf, ... sich in einer Substanz vorfinden, welche die Ursache der Reihe und ein notwendiges Wesen ist, ... denn sonst hätte man noch immer keinen zureichenden Grund, bei dem man stehenbleiben könnte.»²⁹

Grundlegendes ist in diesem endlos allein in der Materie fortschreitenden Ausfragen nicht zu erreichen. Das wird durch die folgende Bemerkung noch deutlicher:

« ... es ist überraschend, daß man durch die Betrachtung der Wirkursachen oder der Materie allein nicht den Grund jener Bewegungsgesetze angeben kann, ... denn ich habe herausgefunden, daß es hier nötig ist, zu den Zweckursachen zurückzugehen, und daß diese Gesetze nicht im Geringsten vom Prinzip der Notwendigkeit abhängen, so wie die Wahrheiten der Logik, Arithmetik und Geometrie, sondern vom Prinzip der Angemessenheit, d. h. von der Wahl der Weisheit.»³⁰

Das Fragen nach materiellen Wirkursachen – und eben das betreiben die Naturwissenschaften – kann nie zu einem ursprünglichen und damit letzten Grund gelangen. In diese Richtung kommt, so Leibniz, nur ein Fragen nach Zweckursachen voran. Das besagt aber, daß diese Physik eine Information sucht, die nicht in der Natur, genauer, nicht in der materiellen Natur, zu

finden ist, und die diese Natur deshalb auch gar nicht *geben* kann. Was ist dann aber von einer Aussage der Natur zu halten, deren kleinste Teilchen, wie hier, nur durch die Gabe, oder auch Dosis, von Milliarden Elektronenvolt zum Sprechen gebracht wurden? Unter welchen Umständen und Bedingungen soll die Natur hier etwas preisgeben, nach dem sie allein wesensmäßig überhaupt nicht gefragt werden kann? Warum ignorieren wir die Wahrheit, daß die Materie weder ihre Ordnung, noch ihre Bewegung *sich selbst* gibt. Und ebensowenig wie die Natur selbst ist der Mensch deren Geber.

Der Mensch veranlaßt jedoch die Natur dazu, ihm zu geben, was er von sich aus für sich gegeben haben will, etwa Informationen. Welche Bedeutung in diesem Zusammenhang den sogenannten Daten zukommt, die ja schon vom Wort her *data* sind, also *Gegebenes*, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. In dem angeführten Beispiel aber ist es gerade nicht die Beschleunigungsmaschine die hier gibt – denn keine Maschine hätte je etwas zu geben –, sondern der Gebende ist der Mensch, der dieses Instrument konstruiert, um ausgesuchte Splitter einer zertrümmerten Materie unter elektrische Spannung zu setzen. Die Unmengen elektrischen Stroms, die dafür nötig sind, werden in diesem konkreten Fall von Frankreich geliefert und dort hergestellt durch die Selbstzertrümmerung von Atomen, die durch einen Angriff auf ihre Kerne gezwungen werden, von sich aus zu bersten. Das naturwissenschaftliche Verhältnis zur Natur ist in Windrädern oder jeglicher Art von Turbinen prinzipiell dasselbe.

Derart produzierte Energie verdeckt mit ihren Wirkungen jenen Zug der Natur, den Hesiod mit dem eisbringenden Nordwind anspricht, den des Ausbleibens hinreichenden Gebens. Die heutige Energieproduktion beliefert jedoch nicht nur die Wissenschaften, sondern jeden Lebensbereich und damit unsere ganze Existenz. Das, was uns nicht nur etwas, sondern vermeintlich alles gibt, mithin das Gebendste, geben wir uns heute offensichtlich selbst, und das ist die technizistische Energie, die wir als Techniker selber bewirken. Mit der Produktion und dem Einsatz sowohl von künstlicher, dynamistischer Energie wie auch von künstlichem, chemischen Dünger haben wir uns theoretisch des Gebens der Natur bemächtigt. Und neurologisch werden wir selber schließlich das Ergebnis unserer selbst bzw. werden wir Komplexe neuronaler Prozesse, die sich immer restloser selbst steuern sollen.

Bei all diesem selbst gemachten Geben wird allerdings ein Entscheidendes übersehen, nämlich daß all dies Machen des Menschen das Geben eines Gebenden, sei es das der Natur oder auch das der Götter, *zum Verschwinden bringt*, wenn nicht bereits zum Verschwinden gebracht hat. Daher dürfte uns auch kaum aufgehen, daß in Eins mit einem solch ursprünglich Gebenden auch dessen mögliche Zurückhaltung, wenn nicht ein Sichversagen zum Verschwinden gebracht wird. Ohne ein Verständnis aber dieses ursprünglichen Gebens, werden wir

auch jenen Mangel nicht verstehen, der der ihm eigenen Zurückhaltung bzw. dem entsprechendem Sichversagen entspringt. Uns, als gewöhnlichen Sterblichen, wird nie ein stets hinreichendes Geben zuteil wie den Phaiaken im Mythos der Odyssee. Deshalb verdanken sich *unsere* existentiellen Bezüge und Verhältnisse auch einem Mangel, einem Mangel, der zu unserem Wesen gehört.

Im Mangel und als Mangel ist die Abwesenheit einer Gabe anwesend. Obwohl etwa Götter hinreichend zu spenden vermögen, können sie doch ihre Gabe auch verweigern, wie zum Beispiel Demeter, von der es in Homers Hymnus heißt, daß auf ihr Gebot hin das gesegnete, lebensspendende Feld der Rharischen Ebene *von Blättern entblößt spröde daliegt und die schimmernde Gerste verbirgt*.³¹ Mangel ist eine Weise, in der Abwesendes anwesend ist, d. h. im Mangel bekundet sich ein Abwesen, das mit ihm und als er anwesend ist. Das einzige Seiende, das Mangel in diesem Sinne erfährt und kennt ist der Mensch. Was im Mangel als Abwesendes anwesend ist – die nicht wachsende Gerste – kann den Menschen eben von daher daraufhin ansprechen, sich aufzumachen, es zu besorgen. Was der Mensch sich so verschafft, bestimmt sich aus einem Mangel, der das Anwesen eines Abwesenden *ist*. Nur für den Menschen gibt es diese *Zeit der anwesenden Abwesenheit* und zwar in einem zweifachen Sinne, nämlich dem des *Nichtmehr* und dem des *Nochnicht*, nur für ihn gibt es Gewesenes und Zukünftiges in einer Gegenwart. Der Mangel, als etwas, das sich geltend macht, behoben oder vermieden zu werden, ja behoben und vermieden werden zu ‚wollen‘, beansprucht Zukunft. In seinem Vortrag «Zeit und Sein» erläutert Heidegger die Grundzüge dieser Verhältnisse:

«Ebensooft wie das Anwesen, «d.h. stets geht uns auch das Abwesen an. Einmal so, daß mancherlei nicht mehr in der Weise anwest, wie wir es vom Anwesen im Sinne der Gegenwart kennen. ... Das Abwesen geht uns aber auch an im Sinne des noch nicht Gegenwärtigen nach der Art des Anwesens im Sinne des Auf-uns-Zukommens.»³²

Für uns heißt das: der Mangel muß aus dem Abwesen eines Gebenden gedacht werden und nicht so sehr von den Erfordernissen für das leibliche Überleben des Menschen – kurz gesagt, dieser Mangel ist ein ontologisches Phänomen und kein ontisches Problem. Dabei geht es eher um die Frage eines Gebenden und seines Gebens als um die Frage verfügbarer Lebensgrundlagen oder gar Ressourcen. Unser Blick für ein Gebendes und sein Geben aber ist nicht frei sondern verstellt durch die Produktion des Virtuellen. Deshalb ist der Mangel einer Abwesenheit des Gebenden für uns schlicht und einfach wie nicht, und das heißt, für uns gibt es ihn nicht. Somit gibt es auch keinen Anlaß, *diesem* Mangel mögliche Vorhaben und Vorgaben für eine Ökonomie zu entnehmen, die in einem ausgleichenden Haushalt ihr Genügen findet.

ENDNOTEN

- ¹ κακὰ πολλὰ παθῶν Homer, *Odyssee* V, 377.
- ² πολλὰ μογήσας *ibid.*, 449.
- ³ οὔτε θεῶν πομπῇ οὔτε θνητῶν ἀνθρώπων *ibid.*, 32.
- ⁴ ἄστν δέ μοι δεῖξον, δὸς δὲ ράκος ἀμφιβαλέσθαι, *Od.* VI, 178.
- ⁵ οὔτ' οὖν ἐσθῆτος δευήσσαι οὔτε τευ ἄλλου,
ῶν ἐπέοιχ' ἰκέτην **ταλαπεῖριον** ἀντιάσαντα. *ibid.*, 192 f.
- ⁶ ἦ τε ξείνων θέμις ἐστίν. *Od.* IX, 268.
- ⁷ οἴ σφεας σινέσκοντο, βίηφι δὲ φέρτεροι ἦσαν. VI, 6.
- ⁸ οὐδ' ἂν ἐγὼ Διὸς ἔχθος ἀλευάμενος ..., IX, 277.
- ⁹ ἔνθεν ἀναστήσας ἄγε Ναυσίθοος θεοειδής,
εἶσεν δὲ Σχερίη, ἐκάς ἀνδρῶν ἀλφηστᾶων,
ἀμφὶ δὲ τεῖχος ἔλασσε πόλει, καὶ ἐδείματο οἴκους,
καὶ νηοὺς ποίησε θεῶν, καὶ ἐδάσσατ' ἀρούρας. VI, 7–10.
- ¹⁰ ἔσχατοι, VI, 205.
- ¹¹ ἀλλὰ μάλ' αἰεὶ
ζεφυρίη πνεύουσα ... VII, 118 f.
- ¹² ... πηγάδας, αἴτ' ἐπὶ γαῖαν
πνεύσαντος Βορέας δυσηλεγέες τελέθουσιν, *Hesiod, Werke und Tage*, 504f.
- ¹³ **τάων** οὐ ποτε καρπὸς ἀπόλλυται οὐδ' ἀπολείπει
χεύματος οὐδὲ θέρεως, ἐπετήσιος – *Od.*, VII, 117f.
- ¹⁴ I. Kant, *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*. Akademieausgabe, VIII, S. 21.
- ¹⁵ **θεοί**, δωτηῆρες ἑάων – *Od.*, VIII, 325.
- ¹⁶ Ἀλκίνοος δ' Ἄλιον καὶ Λαοδάμαντα κέλευσεν
μουνᾶξ ὀρχήσασθαι, ἐπεὶ σφισιν οὐ τις ἔριζεν.
οἱ δ' ἐπεὶ οὖν σφαίραν καλὴν μετὰ χερσὶν ἔλοντο,
πορφυρέην, τὴν σφιν Πόλυβος ποίησε δαΐφρων,
τὴν ἕτερος ρίπτασκε ποτὶ νέφεα σκιδόντα
ιδνωθεὶς ὀπίσω, ὃ δ' ἀπὸ χθονὸς ὑψόσ' ἀερθεὶς
ρήιδίως μεθέλεσκε, πάρος ποσὶν οὐδας ἰκέσθαι.
αὐτὰρ ἐπεὶ δὴ σφαίρη ἀν' ἰθὺν πειρήσαντο,
ὠρχείσθην δὴ ἔπειτα ποτὶ χθονὶ πουλυβοτείρη
ταρφέ' ἀμειβομένω – *Od.*, VIII, 370-379.
- ¹⁷ σέβας μ' ἔχει εἰσορόωντα – VIII, 384.
- ¹⁸ ... ὅσσον περιγιγνόμεθ' ἄλλων
ναυτιλίη καὶ ποσσὶ καὶ ὀρχηστῷ καὶ ἀοιδῇ – *Od.*, VIII, 251 f.

¹⁹ τῶ, ὅς θ' ἄμα νηὶ πολυκλήιδι θαμίζων,
ἀρχὸς ναυτῶων οἷ τε πρηκτῆρες ἕασιν,
φόρτου τε μνήμων καὶ ἐπίσκοπος ἦσιν ὁδαίων
κερδέων θ' ἀρπαλέων – Od., VIII, 161 f.

²⁰ Ἀλκίνοος δὲ τότε ἦρχε, θεῶν ἄπο μῆδεα εἰδῶς – Od., VI, 12.

²¹ σοὶ δὲ θεοὶ τόσα δοῖεν ὅσα φρεσὶ σῆσι μενοινᾶς,
ἄνδρα τε καὶ οἶκον, καὶ ὁμοφροσύνην ὀπάσειαν
ἔσθλῆν: οὐ μὲν γὰρ τοῦ γε κρείσσον καὶ ἄρειον,
ἢ ὄθ' ὁμοφρονέοντε νοήμασιν οἶκον ἔχητον
ἀνὴρ ἠδὲ γυνή: πόλλ' ἄλγεα δυσμενέεσσι,
χάρματα δ' εὐμενέτησι, μάλιστα δὲ τ' ἔκλυον αὐτοί. – Od., VI, 180-185.

²² ... πλοῦτος δὲ καὶ εἰρήνη ἄλις ἔστω. Od. XXIV, 486.

²³ «... damit man nehmlich solche vorbei streichende undt nicht wieder kommende fūgung wohl brauche undt nicht hernach auff sich selbst böse sey, daß man dieß oder eines nicht gefragt oder beobachtet. Dahin gehöret auch die kunst die Natur selbst auszufragen undt gleichsahm auff die folterbanck zu bringen, Ars Experimentandi so Verulamius wohl angegriffen.» G. W. Leibniz, Brief an Gabriel Wagner vom 30. Oktober 1696, Band II 3 (1695 - 1700), No. 83, S. 219.

²⁴ 17.11.2014 - <http://home.web.cern.ch/about>

²⁵ W. Heisenberg, *Die Quantentheorie und die Struktur der Materie*, a. a. O., S. 150.

²⁶ 17.11.2014 - http://www.weltmaschine.de/cern_und_lhc/lhc/wie_funktioniert_der_lhc/

²⁷ ebenda.

²⁸ 20. 11.2014 – http://www.weltmaschine.de/wir_ueber_uns/

²⁹ «... quouiue le present mouvement, qui est dans la Matiere, vienne du precedent, et celui-ci encore du precedent; ... il faut que la Raison Suffisante, qui n'ait plus besoin d'une autre Raison, ... se trouve dans une substance, qui en soit la cause, et qui soit un Etre necessaire... Autrement on n'aurait pas encore une raison suffisante, où l'on puisse finir.» G. W. Leibniz, *Vernunftprinzipien der Natur und der Gnade*, §14, Hamburg 1982², S. 14/15.

³⁰ «... il est surprenant que, par la seule consideration des causes efficientes ou de la matiere, on ne saura rendre raison de ces loix du mouvement decouvertes de notre temps, ... car j'ai trouvé qu'il y faut recourir aux Causes Finales, et que ces loix ne dependent point du principe de la necessite comme les verites Logiques, Arithmetiques, et Geometriques; mais du principe de la convenance, c'est à dire du choix de la sagesse.» Vernunftprinzipien, a. a. O., S. 16/17.

³¹ ἔσσυμένως δ' ἦιξε κατ' Οὐλύμποιο καρῆνων,
ἔς δ' ἄρα Ῥάριον ἴξε, φερέσβιον οὐθαρ ἀρούρης
τὸ πρίν, ἀτὰρ τότε γ' οὔτι φερέσβιον, ἀλλὰ ἔκηλον
ἐστήκει πανάφυλλον: ἔκευθε δ' ἄρα κρῖ λευκὸν
Homer, *Hymnus an Demeter*, 449-452.

³² M. Heidegger, *Zeit und Sein*, in: *Zur Sache des Denkens*, Tübingen 1976², S. 13.